Afrikanischer Lebenstraum

Afrikanischer Lebenstraum (in 3 Teilen)

Teil 1

Tagelang dieser Regen. Er weichte die Erde auf und ließ die Häuser der Kollegen im Schlamm regelrecht davon schwimmen, bis als letztes nur noch meine eigene Hütte übrig blieb. Sie überstand den Erdrutsch, der sich vor einer Woche in jener Katastrophennacht ereignete, ohne auch nur den geringsten Schaden zu nehmen. Die übrigen Unterkünfte dagegen wurden ausnahmslos zerstört. Zwar handelte es sich lediglich um schnell hochgezogene Holzhütten. Trotzdem waren sie für jeden einzelnen in den vergangenen Monaten zu so etwas wie ein Zuhause geworden. Man hatte es sich hier häuslich eingerichtet. Einige Bewohner stapelten zwar einen Teil ihrer Habseligkeiten immer noch in Kisten, andere dagegen verstanden es, sich selbst mit einfachsten Mitteln eine wohnliche Atmosphäre zu schaffen. Dennoch war im Lager alles, was die Lebensumstände betraf, von sehr provisorischer Natur. Die Mannschaft wurde immer wieder ausgetauscht und so wechselte sich der Einsatzort für jeden einzelnen relativ oft. Es hatte keinen Sinn, sich an irgendwelche Umstände zu gewöhnen. Menschen kamen, Menschen gingen. Wenn das Team erweitert wurde, holzte man einfach ein paar weitere Bäume ab und errichtete in Windeseile eine neue Unterkunft. Holz gibt es hier im Überfluss. Die edelsten Tropenhölzer, beispielsweise Mahagoni, wurden verbaut wie billigstes Kiefernholz.

Nach endlosen Regenschauern setzte sich in jener Nacht das gesamte Erdreich oberhalb der kleinen Siedlung in Bewegung und der ganze Hang kam mit all dem Dreck und Geröll herunter. Unsanft wurden die Bewohner durch laute Geräusche aus dem Schlaf gerissen. Mit großen Lampen leuchteten sie das Gelände ab, so dass schnell klar wurde, was geschehen war. Die Hütten, sowie das gesamte Areal mussten schnellstmöglich geräumt werden, so dass für niemanden mehr die Möglichkeit bestand, die wichtigsten Gegenstände aus den Hütten zu retten. Manche der kleinen Häuser wurden an Hindernissen buchstäblich zerrieben, Bretter splitterten, Wände und Dächer wurden einfach zerdrückt. Einige Unterkünfte fielen wie ein Kartenhaus in sich zusammen, andere dagegen erreichten, wie man am nächsten Tage feststellen konnte, fast unbeschadet das Meer. Sie glitten langsam auf einer Bahn aus Schlick und Lehm den Abhang hinunter, bis sie unten am Strand zum Stehen kamen. Es sah so aus, als ob ein geheimnisvoller, riesiger Buschgeist sie dort mit leichter Hand hingesetzt hätte. Als letzte Zufluchtsstelle blieb den Kollegen meine Hütte. Sie liegt etwas abseits und war wie durch ein Wunder trotz des Erdrutsches vollkommen intakt geblieben. Mit Absicht hatte ich damals diese Unterkunft gewählt, um von dem Treiben möglichst wenig mitzubekommen, das sich im Allgemeinen zwischen den Wohnhütten abzuspielen pflegt. Fast jeden Abend zelebrierte man dann auch eine ausdauernde, nachbarschaftliche Kommunikation, indem man sich stundenlang irgendwelche Belanglosigkeiten zurief. Was gab es nach einem anstrengenden Arbeitstag mit den Kollegen noch zu bereden, fragte ich mich? Mir war meine Ruhe wichtiger, als jeden Abend Kontakte zu pflegen, die sich doch bald wieder zerschlagen würden. Zwar nahm ich gerne an den zahlreichen Feierlichkeiten unten am Strand teil. Fast wehmütig denke ich an unsere ausgelassenen Abende am Meer. Trotzdem war ich froh, wenn ich mich anschließend wieder in meinen eigenen Bereich zurückziehen konnte. Seit einem halben Jahr wohnte ich allerdings nicht mehr alleine, sondern mit einer Freundin zusammen. Die Momente des Alleinseins wurden seltener und kostbarer. Silvia blieb meistens länger am Strand als ich. Niemand nahm es mir übel, wenn ich früher mein Haus aufsuchte als die anderen. Man konnte es als eine Besonderheit betrachten, dass Frauen in unserem Lager überhaupt zugelassen waren. Sie arbeiteten nicht wie die Männer, sie hielten sich hier lediglich zu ihrem eigenen Vergnügen und das ihres jeweiligen Partners auf. Trotzdem mussten sie natürlich Opfer bringen und allerlei Verzicht üben, denn in der afrikanischen Wildnis waren viele der gewohnten Annehmlichkeiten nicht vorhanden, die sie von ihrem früheren Leben kannten. Aber

Afrikanischer Lebenstraum

offensichtlich erschien den Frauen der Aufenthalt hier fremdartig und exotisch genug, so dass sie bereit waren, die Freundschaft zu ihrem jeweiligen Partner zu einer Art Liebe auszuweiten. Anfangs kam ihnen der Aufenthalt sicherlich wie eine Urlaubsreise vor, schließlich befand man sich in einer sagenhaft schönen Landschaft, von der andere nur träumen konnten. Der erste Eindruck vom afrikanischen Regenwald und die Sicht auf das Meer mit seinen heiteren, hellen Farben war für jeden Neuankömmling überwältigend. Das kleine Idyll wurde jedoch mit einem Schlage zerstört, als die Gerölllawine unser Paradies in einen Ort der Verwüstung verwandelte. Auf meiner kleinen, überdachten Terrasse standen die Kollegen, die Frauen und ich fassungslos zusammen und mussten tatenlos mit ansehen, wie sich die Zerstörung Schritt für Schritt vollzog. Alle redeten aufgeregt durcheinander und zählten die Gegenstände auf, die sie in diesem Augenblick für immer verloren hatten.

Am nächsten Morgen konnte man sich ein Bild von der entstandenen Verwüstung machen. Überall lag gesplittertes Holz, Geröll und Schlamm, dazwischen die Habseligkeiten der Campbewohner. Ein paar Tage herrschte große Aufregung und ein heilloses Durcheinander. Alles drängte sich in meiner Hütte. In der Nacht schliefen sie auf dem Holzboden und am Tage rannten sie auf der Terrasse wie gereizte Tiger in ihren Käfigen hin und her. Die Männer telefonierten ununterbrochen mit der Einsatzleitung und fragten gereizt, wie es denn nun weiter gehen sollte. Dann waren plötzlich alle fort. Der Regen hörte auf und auch die letzten Nebelschwaden zogen allmählich davon und gaben die Sicht frei auf den ganzen Hügel, der nach dem Unglück kaum wiederzuerkennen war. Noch immer befindet sich auf fast dem gesamten Wohn- und Arbeitsbereich eine alles überdeckende Schlammschicht. Einzig in der unmittelbaren Umgebung meines Hauses ist die einst überall herrschende paradiesische Welt noch intakt. Die Bäume stehen da wie immer, mein Holztisch und die dazugehörenden Stühle befinden sich auf meiner Terrasse, so als ob nichts geschehen sei. Nur die vielen Menschen belagern jetzt nicht mehr mein Haus. Auch ich telefoniere immer wieder mit meiner Firma. Sie werden sich bald bei mir melden und weitere Instruktionen erteilen, beruhigen sie mich. Alleine kann ich nicht viel ausrichten. Die Büros wurden ebenso von der Schlammlawine weggeschwemmt. In all dem Durcheinander suche ich nach erhalten gebliebenen Plänen, Computern, Aufzeichnungen. Die meisten Unterlagen sind aber im Schlamm begraben und nicht mehr zu retten. Die einheimische Wachmannschaft hat sich nach dem Erdrutsch offenbar ebenfalls davongeschlichen. Somit bin ich jetzt völlig allein und schutzlos an diesem verlassenen Ort mitten in Afrika und warte darauf, dass jemand in der Zentrale, tausende Meilen entfernt, die notwendigen Entscheidungen für mich trifft.

Lesen Sie hier die komplette Diskussion zu diesem Text (PDF).